Perspektiven

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **26 (2019)**

Heft 292

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tiere gehen immer:
Die Flaschenpost aus Kapstadt.
Von Julia Kubik und
Tim Rüdiger
36

Rechtlos in der pützleten Schweiz:
Das Gespräch mit Matthias
Rickli und Gianluca Cavelti zur
IG Sans-Papiers St.Gallen.
Von Corinne Riedener
38

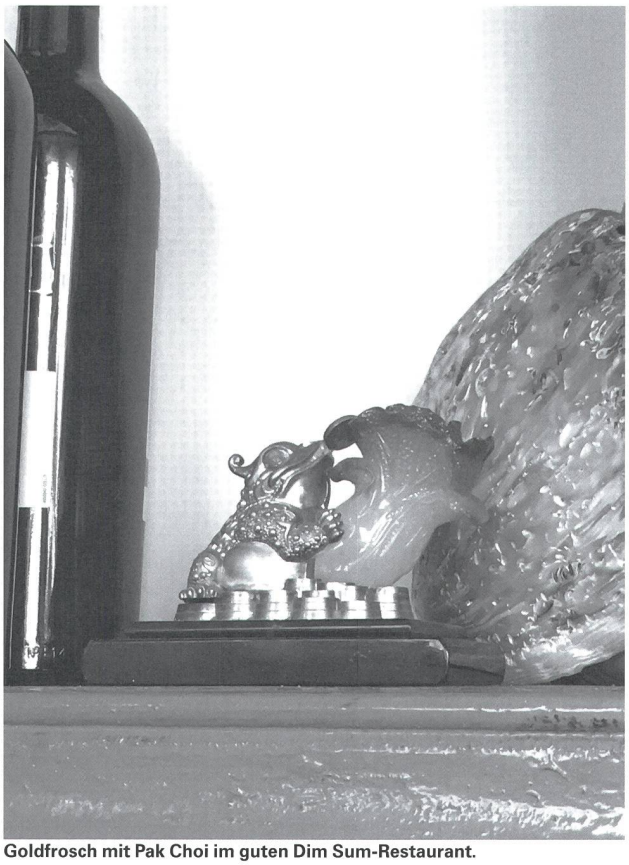
Mit 15 Jahren ging Noémie
Walser ins Schlupfhuus.
Es war ihre Rettung.
Von Nina Rudnicki
40

Als der Vietnamkrieg nach
Arbon kam: Erinnerung
an den Besuch von General
Westmoreland vor 50 Jahren.
Von Harry Rosenbaum
42

TIERE GEHEN IMMER

KAPSTADT

Ein Jungpinguin beim Verlassen seiner Höhle.



Goldfrosch mit Pak Choi im guten Dim Sum-Restaurant.

Im Zug zum Flughafen Kloten, sehr früh am Morgen, frage ich Tim, ob er mir in runtergebrochenen Häppchen ein paar Wissensgrundlagen zu südafrikanischer Politik und Kultur weiterreichen könne. Ich war noch nie zuvor ausserhalb Europas und habe wenig bis keine Ahnung von den afrikanischen Ländern. Tim verfügt über reale Aufenthaltserfahrung und Theorie. Er sagt nach kurzem Überlegen, das Wichtigste sei vielleicht, dass es in Afrika keine Stämme gibt. Das Konzept von kulturell unterscheidbaren Stämmen mit jeweiligen Chiefs sei eine Erfindung der europäischen Kolonialmächte gewesen mit dem Ziel, einfacher herrschen zu können.

Kapstadt ist eigentlich schrecklich. Das beginnt bei der Wendung «Little Europe», die ich immer wieder im Zusammenhang mit der Stadt gehört habe. In Johannesburg etwa klingt das abschätzig, aber in Kapstadt ist dieselbe Wendung mit einem gewissen Stolz verbunden. In der «Mother City», wie sich die Stadt selbst nennt, wird einem das halbwegs geschönte koloniale Erbe direkt ins Gesicht gedrückt. Kapstadt steht für die heroische Zeit des Kolonialismus: die der Seefahrer, der Entdecker. Und für einen «pragmatischen» Kolonialismus der Engländer, welche zu Beginn eigentlich gar nie viel weiter ins Innere des Landes vordringen wollten.

Der Sonnenuntergang bei Sea Point ist fast nicht zum Aushalten. Knalliger Farbverlaufshimmel und glitzerndes Meer in der frontalen Ferne, den fast schon in Dunkelheit verschwundenen Tafelberg im Rücken und herumtollende Hunde und lachende Menschen in ihren 50ern. Wir sitzen auf einem kutschenartigen Spielplatzgestänge. Ein halbgrosser Border Collie ist besonders aufgeregt und rennt mit hohem Tempo wirre Strecken ab, crasht ab und zu andere Leute, deren Hunde wiederum auch irgendwas machen. Trotz all der kulminierten nervösen Energie wirkt die Szene friedlich und entspannt. Wir malen uns den dazugehörigen Whatsapp-Chat aus: Gruppenname «Seapoint Doggers», mit Hunde-Emoji, Ball-Emoji oder beiden.

Die britische Selbstzuschreibung geht bis heute so weit, dass sich viele englischsprachige Weisse in Kapstadt eigentlich gar nicht für die Apartheidvergangenheit verantwortlich fühlen. Apartheid wurde von den rückständigen holländisch-stämmigen Buren erfunden. Die haben sich schon vor Jahrhunderten von der europäischen Zivilisation am Kap verabschiedet, weil sie den liberalen Geist nicht ertragen konnten. So etwa geht die Erzählung.

Wonder, Maler und ehemaliger Kapstadt-Mitbewohner von Tim, lädt uns zu einem Dinner bei einer befreundeten Designerin ein. Ich freue mich darauf, denn bekanntlich sind private Einladungen an einem Ort, den man als Touristin bereist, immer besser als in irgendeinem universal-ähnlichen Imbiss an die Wandbilder und auf andere Reisende zu schauen. Es ist ein schönes Haus, hell und gross, mit eigenwillig aufgeteilten Räumen, sehr viel Design und Kunst an den Wänden. Die vietnamesischen Sommerrollen sind sehr gut, die Gespräche aber eher untertemperiert. Es geht um die Logik des Kunstmarktes, sowohl für Künstlerinnen als auch für Investoren. (Der Brexit spielt irgendeine Rolle.) Ein guter Kontrast ist der halbblinde Hausmops, der sich zwischenzeitlich in die Schuhe wechselnder Personen verbeisst.

In Kapstadt sind die Reichen besonders reich und besonders weiss. Während die Townships von Bewohnerinnen und Bewohnern, die während der Apartheid als nicht-weiss kategorisiert wurden, viel heruntergekommener sind als etwa in Johannesburg. Praktischerweise schauen die Touristen vom Tafelberg mit Vorliebe auf die historisch weissen Stadtteile herunter, während die Townships hinter dem Berg verschwinden. Ausgeraubt wurde ich bereits an meinem ersten Tag in der Stadt, Anfang 2017. Keine halbe Stunde, nachdem ich das Haus verlassen hatte, fuchtelten zwei Männer mit einem 20 Zentimeter langen Messer vor meinem Gesicht.

Wir fahren auf die Kap-Halbinsel nach Simon's Town, wo es wilde Pinguine gibt. Wir erwarten sie am Strand, finden sie aber vor allem im Wald. Sie brüten dort Eier aus, ziehen Kinder gross oder machen irgendwas anderes, in Erdlöchern oder Hangar-artigen Plastikhauben.

Südamerikanische Äffchen im Vogel- und Affenpark «World of Birds», darunter Tim Rüdiger und Julia Kubik.

Das Viertel rund um die erfreuliche Hausparty.

Ausser ihnen gibt es noch wilde Klippschliefer, welche laut (vor Tagen zuvor ungläubig fotografierten) Infotafeln die nächsten lebenden Verwandten der Elefanten sind. Sie sitzen in grossen Gruppen auf kleinteiligen Astgebilden, immer so lange, bis einer runterfällt und einen runden, dreidimensionalen und extrem flauschigen Dominoeffekt nach sich zieht. Während unseres Aufenthalts fliesst ein Grossteil meiner Handyspeicherkapazität und Aufmerksamkeit in Tierbetrachtungen.

Ausserdem ist die Innenstadt überfüllt mit Craft-Cafes und veganen Muffinläden (keine Ahnung, ob es das wirklich gibt, aber es ist klar, worauf ich hinauswill). Und in den Musikclubs läuft vornehmlich langweiliger Indie aus dem Jahr 2010, dazu tanzen deutsche und französische 18-Jährige, die tagsüber zu irgendwelchen Projekten in die Townships fahren, wo sie mit Kindern wassersparendes Design aus Abfall kreieren.

Am letzten Tag vor unserer Weiterreise nach Namibia fahren wir die lange Taxistrecke nach Khayelitsha, dem grössten Township von Kapstadt. Unser Ziel ist das «Rands», eine zum Ausgeh-Schmelztiegel umfunktionierte alte Poststelle. Auf dem Weg dorthin sehe ich vieles von dem, was ich als Klischeebild über Armut aus Fernsehbildern kenne. Behausungen aus Wellblech oder irgendeinem anderen unangenehmen Wohnmaterial und Blicke, die einem das Gefühl geben, dass man als relativ wohlhabende weisse Person am falschen Ort ist.

Mehr als sechs Monate habe ich vor der Reise mit Julia bereits in Kapstadt verbracht. Wegen internationaler Studienerfahrungen an einer progressiven Universität, Masterarbeits-Vorbereitungen und so weiter. Und eigentlich bereue ich keinen einzigen Tag. Lokale Freundinnen und Freunde fand ich schnell, ich liess mir rotierend Dim Sum, Pizza und indisches Curry nach Hause liefern oder fuhr zum Sonnenuntergang mit dem Taxi an die Meeruferpromenade.

Die House-Musik im «Rands» ist laut und gut. Wir essen Grillfleisch, trinken Bier und schreien uns über die Tischbreite unverständliche Sätze ins Ohr. Irgendwann kommt der Plan auf, Siphokazi, eine Freundin aus Tims früheren Kapstadt-Tagen, bei ihrer Schwester zu besuchen, die in einer nahen Siedlung wohnt. Einer der besten Pläne überhaupt. Das Haus ist gut gefüllt mit trink- und tanzfreudigen Leuten, die Musik noch besser, dafür die Boxen angenehm schwach. Was aus dem Taxifenster falsch erschien, wandelt sich im Wohnzimmer hinter den Fassaden in einige sehr schöne Stunden.

Bei vielen meiner Bekannten beklagte ich mich ausführlich über das schreckliche «Little Europe». Die meisten von ihnen stammen ursprünglich aus Johannesburg, und es entstand damit etwas, das sich wie eine verschwörerische Verbundenheit anfühlt. Eine andere Reaktion erhielt ich von Nicole. Was wenig erstaunt, denn sie ist meine einzige Freundin, die in Kapstadt aufgewachsen ist. Wir sitzen an einer Party auf der Dachterrasse eines durchgestylten Hauses im Stadtteil Boo-Kap, dessen eingesessene Community stark unter Gentrifizierungsdruck leidet, trinken Gin Tonic, und ich empöre mich darüber, dass nur zwei schwarze Personen anwesend sind. Nicole spricht einen Monat lang nicht mehr mit mir. Rückblickend, aus der Schweiz, war das vielleicht die einzig angemessene Reaktion.

Text und Bilder: Julia Kubik und Tim Rüdiger

Julia Kubik, 1994, ist Saiten-Comiczeichnerin.
Tim Rüdiger, 1994, studiert Geschichte in Basel und schreibt seine Masterarbeit nun doch nicht zum südlichen Afrika.

Für ein Austauschprojekt der Uni Basel flogen Tim und Julia im Juni nach Namibia. Davor verbrachten sie eine Woche in Kapstadt.

saiten.ch/dem-strukturwandel-auf-der-spur

«DIE PREKÄREN LEBENSUMSTÄNDE VON SANS-PAPIERS PASSEN NICHT ZUM HEILEN, HERAUSGEPÜTZELTEN SCHWEIZER KOSMOS»

Matthias Rickli und Gianluca Cavelti haben die «IG Sans-Papiers SG» mitgegründet. Ein Gespräch über das Leben unter dem gesellschaftlichen Radar, fehlende Räume und das Abwägen zwischen Autonomie und Zusammenarbeit mit Behörden. Interview: Corinne Riedener, Bild: Ladina Bischof

Saiten: Wie viele Sans-Papiers leben im Kanton St.Gallen?

Gianluca Cavelti: Genaue Zahlen gibt es nicht, da die Erhebung sehr schwierig ist. In der letzten grossen Studie von 2015 war die Rede von etwa 500 Menschen im ganzen Kanton.

Matthias Rickli: Dabei handelt es sich um Sans-Papiers im klassischen Sinn, also um Menschen, die nirgends registriert sind und einen illegalisierten Aufenthaltsstatus haben. Es gibt auch andere Schätzungen, wonach allein in der Stadt St.Gallen 500 Sans-Papiers leben. Die Dunkelziffer ist leider kaum zu benennen, unter anderem weil es keinerlei Anlaufstellen oder Institutionen für Sans-Papiers gibt im Kanton.

Wie sieht die Lebensrealität von Sans-Papiers aus?

MR: Sans-Papiers können sich kaum im öffentlichen Raum bewegen, ohne Angst, von der Polizei aufgegriffen zu werden. Die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen ist somit stark eingeschränkt, die politische Mitsprache sowieso. Viele arbeiten schwarz, zum Beispiel in Haushalten, in der Sexarbeit oder in der Landwirtschaft. In diesen Bereichen sind die Ausbeutungstendenzen sehr stark, da man keine Möglichkeit hat, sich abzusichern und seine Rechte als Arbeitnehmerin oder Arbeitnehmer einzufordern.

GC: Beim Sozialamt melden sich nur die wenigsten, da ja immer die Gefahr besteht, dass die Daten unter den Behörden weitergeleitet werden und man ausgeschafft wird. Sans-Papiers haben auch oft einen erschwerten Zugang zu medizinischer Grundversorgung, das ist ein weiteres grosses Problem. Was passiert beispielsweise, wenn ein Kind unterwegs ist oder wenn jemand stirbt?

Zu den Sans-Papiers gehören auch abgewiesene Asylsuchende aus Ländern ohne Rückführungsabkommen. Sie bekommen zwar Nothilfe und sind dadurch ein wenig besser gestellt, leben aber auch unter schweren Umständen. Welches sind ihre grössten Probleme?

MR: Einerseits gibt es Meldepflichten und diverse Aus- und Eingrenzungen, sprich abgewiesene Personen dürfen sich nur in gewissen Gemeinden oder Gebieten frei bewegen. Andererseits sind auch hier die Wohnverhältnisse sehr prekär, nicht zuletzt weil sie keiner bezahlten Arbeit nachgehen dürfen. Auch diese Gruppe ist politisch und gesellschaftlich ausgegrenzt, hat aber Zugang zur medizinischen Grundversorgung. Über ihre Lebensrealität müsste man unbedingt mehr herausfinden. Man weiss zum Beispiel, dass immer wieder Leute mit Nothilfe untertauchen, weil sie ohne die behördlichen Überwachungs- und Kontrollmechanismen fast «freier» leben können. So sind sie nicht mehr der Willkür der Ämter und Gemeinden ausgesetzt.

Warum ist es so schwer, für diese Personengruppen und Themen eine Öffentlichkeit zu schaffen?

MR: Das wichtigste wäre, dass die Betroffenen selbst eine Stimme haben. Aber es mangelt an Orten und Räumen, um sich auszutauschen und auszudrücken. Kommt hinzu, dass Sans-Papiers strukturell ausgegrenzt und entmenschlicht werden. Das verunmöglicht Begegnungen und macht es schwierig, eine Öffentlichkeit zu schaffen.

GC: Auch für uns ist es schwierig, Sans-Papiers zu treffen und mit ihnen in Kontakt zu treten. Was auch verständlich ist, denn wer sich «outet» oder gar öffentlich präsentiert, muss ja immer mit einer Ausweisung rechnen. Man setzt seine ganze Existenz aufs Spiel.

MR: Ein weiteres Problem ist das Unwissen vieler Behörden. Sie wissen zu wenig über die Lebensumstände von Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung, sind kaum sensibilisiert. Alles geschieht im Untergrund, es wird kaum debattiert. Das Mantra der Behörden scheint zu sein: Haben wir nicht, gibt es nicht, kennen wir nicht.

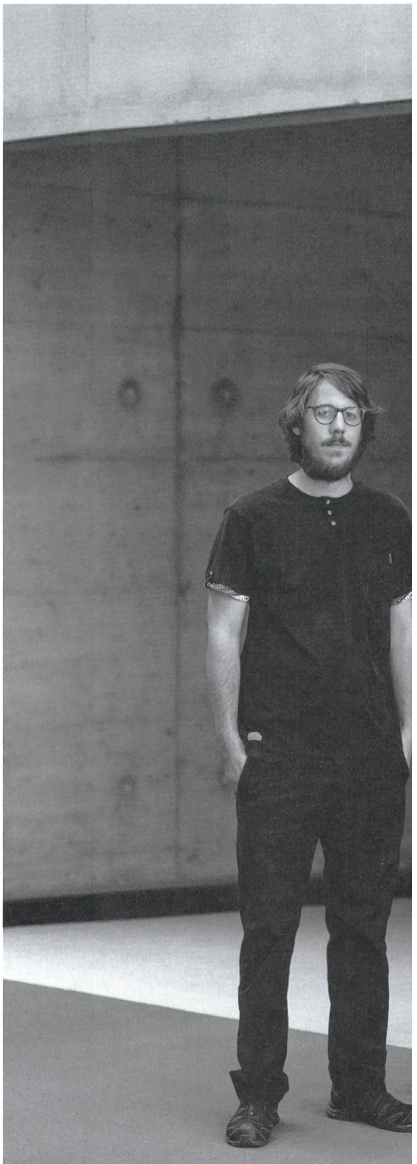
Viele Medien interessieren sich auch nicht wirklich oder nur sporadisch für Sans-Papiers …

MR: Aus journalistischer Sicht kann ich nicht sagen, warum das so ist, aber als Gesellschaft ist unser Motto ja oft: aus den Augen, aus dem Sinn. Ich habe das Gefühl, man will sich nicht mit diesem gesellschaftlichen und politischen Versagen auseinandersetzen. Die prekären Lebensumstände von Sans-Papiers passen nicht zum heilen, herausgepützelten Schweizer Kosmos. Darum werden auch Drogenabhängige und andere Randgruppen gerne ignoriert.

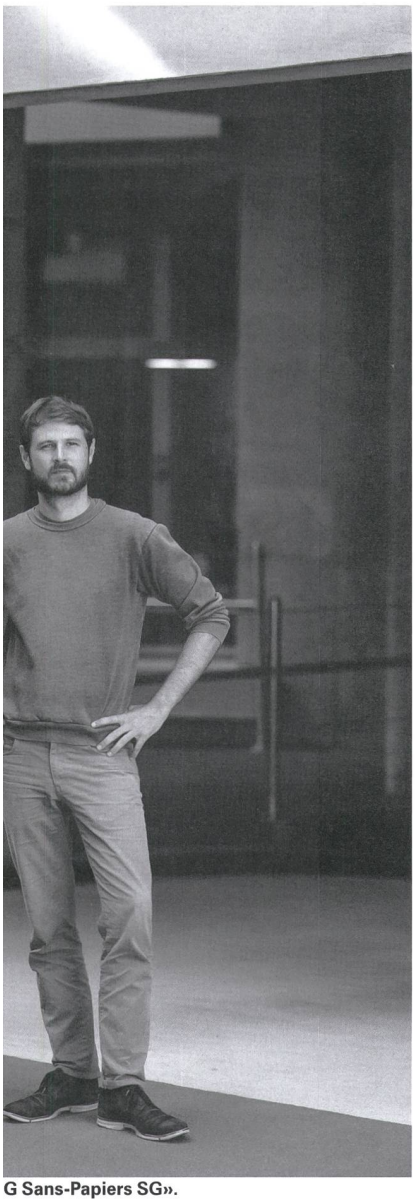
Mit dem Verein «IG Sans-Papiers SG» wollt ihr das Thema Sans-Papiers nun aus der Versenkung holen. Worum geht es genau?

GC: Wir bedauern es sehr, dass es in der Ostschweiz keine Anlaufstelle für Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung gibt. Das wollen wir mit unserem Projekt ändern. Unser Ziel ist die Vernetzung und Beratung. In einem ersten Schritt geht es nun darum, den Bedarf abzuklären, um aufgrund dieser Erkenntnisse dann ein passendes Angebot zu erarbeiten. Es gibt bereits Erfahrungen von Anlaufstellen in anderen Städten, klar, aber dieses Wissen kann man nicht eins zu eins auf St.Gallen übertragen.

MR: Im Moment wollen wir herausfinden, wie



Gianluca Cavelti und Matthias Rickli, Mitgründe



G Sans-Papiers SG».

man ein entsprechendes Angebot schaffen kann, sprich welches die dringendsten Bedürfnisse sind und wie man die Menschen am besten abholen kann. Die konkrete Umsetzung dieses Angebots kann, aber muss nicht zwingend über unseren Verein laufen. Wir wollen primär Wissen aufarbeiten, gesellschaftlich und politisch sensibilisieren und mehr Öffentlichkeit schaffen.

Ihr wollt mit anderen Organisationen und Institutionen zusammenzuspannen. Lauft ihr damit nicht Gefahr, eure Unabhängigkeit zu verlieren?

MR: Vielleicht macht es ja Sinn, die Anlaufstelle einer bereits bestehenden Organisation anzugliedern. Das wird unsere Untersuchung zeigen. Für uns ist aber klar, dass die Anlaufstelle unabhängig bleiben muss, sowohl finanziell als auch ideell.

Was soll die Anlaufstelle konkret leisten?

MR: Sans-Papiers sollen sich einerseits über ihre Rechte informieren können und andererseits auch Unterstützung erhalten, um ihre Grundrechte einfordern zu können. Das betrifft vor allem die Bereiche Bildung, Gesundheit, Arbeit, rechtliches Gehör, Schutz vor Ausbeutung und soziale Sicherheit.

Es gibt bereits Hilfsangebote zum Beispiel vom Solihaus oder vom HEKS. Wären das mögliche Kooperationspartnerinnen?

GC: Durchaus. Für unsere Untersuchung sind wir auf die Zusammenarbeit mit anderen angewiesen, auch auf die Behörden. Das HEKS hat zwar bereits Angebote, aber die Sans-Papiers gehören nicht zu dessen Hauptanliegen, habe ich den Eindruck. Das ist wohl auch eine Frage der Ressourcen.

MR: Die Vorlaufzeit für ein solches Projekt ist sehr gross und braucht viele Ressourcen. Um sowas auf die Beine zu stellen, braucht es entweder Menschen, die Lust haben, sich über lange Zeit freiwillig zu engagieren, oder es braucht Organisationen, die langfristig Ressourcen bereitstellen wollen und können. Unser Verein besteht derzeit aus elf Personen und uns wird je länger je mehr klar, dass wir das Projekt ohne Unterstützung von aussen kaum stemmen können. Darum sind wir froh und interessiert daran, wenn weitere Interessierte mitmachen möchten.

Warum denn schon wieder Freiwilligenarbeit? Oder anders gefragt: Warum fangt ihr das Versagen von Politik und Gesellschaft in eurer Freizeit auf?

MR: Das haben wir uns auch gefragt. Wir sind etwas unschlüssig … Eigentlich müsste ein solches Projekt von der öffentlichen Hand mitgetragen werden, ja, aber andererseits verliert man auch ein Stück Autonomie, sobald Steuergelder im Spiel sind. Im Idealfall gelingt es uns, eine Anlaufstelle zu schaffen, die nachhaltig ist und auch entsprechend finanziert werden kann – in welcher Form auch immer.

Wäre diese Bedarfsabklärung, die ihr jetzt macht, nicht ein klassischer Fall für eine Fachhochschulstudie?

GC: Diese Frage haben wir uns auch gestellt. Allerdings geht es teilweise um sehr sensible Informationen. Es gibt zum Beispiel Ärztinnen und Ärzte, die Sans-Papiers unter der Hand betreuen. Ich bezweifle, dass diese bereit wären, ihre Informationen und Daten mit öffentlichen Stellen zu teilen. Die Informationsbeschaffung müsste also unbedingt über Privatpersonen gehen. Und dann gibt es noch die andere Seite: Wir sind der Meinung, dass das Vertrauen der Sans-Papiers gegenüber einer unabhängigen Stelle grösser ist als gegenüber einer öffentlichen oder gar staatlichen Stelle.

Ist eine Kooperation mit den Behörden vorgesehen?

MR: Wir sind auf eine gewisse Kooperation seitens Polizei, Migrationsamt und anderen Behörden angewiesen. Die Stadt scheint diesbezüglich offen zu sein. Letztlich ist es aber ein Abwägen … Wenn es dereinst eine Anlaufstelle gibt, muss zum Beispiel klar sein, dass die Polizei die Klientinnen und Klienten nicht kontrolliert, kaum haben sie den Ort verlassen. Sie müssen sich sicher fühlen.

Wie weit seid ihr mit eurer Untersuchung?

GC: Wir stehen noch ziemlich am Anfang. Wir haben verschiedene Arbeitsgruppen gegründet, eine Homepage aufgebaut und konnten auch bereits ein bisschen Geld akquirieren.

MR: Unter anderem beschäftigt uns das Konzept des «Blended Counseling». Dabei geht es darum, die Vorteile der neuen Kommunikationskanäle systematisch miteinander zu kombinieren. So entwickeln wir beispielsweise einen Chat-Bot, der mit Daten gefüttert wird und gewisse Grundinformationen ausspuckt, eine niederschwellige Wegleitung. Idealerweise wäre der Bot mehrsprachig, aber momentan arbeiten wir noch am Prototyp.

Wäre auch eine Plattform denkbar, die Sans Papiers mit Leuten vernetzt, die ärztliche Hilfe, Jobs oder Wohnungen unter der Hand anbieten?

MR: Grundsätzlich finde ich die Idee interessant. Wir würden uns jedoch in gewissen Themen auf der illegalisierten Ebene bewegen und könnten dadurch Sans-Papiers gefährden. Nicht zuletzt geht es aber sicher darum, die Möglichkeiten und Graubereiche auszuloten.

GC: Ich stelle mir das auch schwierig vor … Aufgabe einer Anlaufstelle wird es neben der Informationsvermittlung auch sein, die rechtlichen Bestimmungen auf der politischen Ebene auszuhandeln. Eine City Card beispielsweise könnte vieles vereinfachen.

Was sind die nächsten Schritte?

MR: Präsenz zeigen, uns richtig reinwühlen, das Netzwerk weiter aufbauen, Informationen beschaffen – und auch aufmüpfig sein. Darauf freuen wir uns. Und am Freitag, 11. Oktober ist im Kulturkonsulat St.Gallen eine Veranstaltung zum Thema Sans Papiers in St.Gallen geplant, Details folgen.

Die IG:
Im Vorstand und in den Arbeitsgruppen arbeiten St.Gallerinnen und St.Galler, welche sich im Bereich Sans-Papiers engagieren und allen Menschen im Raum St.Gallen die gleichen sozialen Grundrechte ermöglichen wollen. Nebst Matthias Rickli und Gianluca Cavelti sind auch Laura Cutolo (26) und Claudio Keller (31) Teil des Vorstands.

igsanspapierssg.ch

Matthias Rickli, 1988, ist beim Verein Tipiti tätig und begleitet geflüchtete, unbegleitete Minderjährige (MNA).
Gianluca Cavelti, 1991, macht den Master in Sozialer Arbeit und ist am Institut für Soziale Arbeit und Räume tätig.

«ES KAM MIR SO VOR, ALS OB DIE SONNE NUR FÜR MICH SCHEINT»

Mit 15 Jahren ging Noémie Walser ins Schlupfhuus, weil sie in ihrem Umfeld unter Druck war. Heute steht die junge Frau für mehr Akzeptanz für psychische Krankheiten ein. Das Datum ihres Eintritts ins Schlupfhuus feiert sie jährlich wie einen zweiten Geburtstag. «Mir wurde schlecht, als ich erfuhr, dass das Schlupfhuus schliesst», sagt sie. Interview: Nina Rudnicki, Bild: Ladina Bischof

Saiten: Warum kamen Sie als Jugendliche ins Schlupfhuus St.Gallen?

Noémie Walser: Ich war damals 15 Jahre alt und in der dritten Sek. In meinem Umfeld kam es zu sexueller Gewalt. Ich fühlte mich nicht mehr sicher und wollte weg. Von den Vorfällen erzählen konnte ich niemandem, darum habe ich alles mit mir selbst ausgemacht. Die Folge war, dass ich nicht mehr schlafen konnte, mich selbst verletzte und düstere Gedanken hatte. Meine Schulnoten litten stark darunter. Das fiel meinem Lehrer auf.

Sprach er Sie darauf an?

Ja, das tat er. Aber ich sagte ihm nicht, was los war. Allerdings gab ich zu, dass etwas nicht stimmte, und er verwies mich an die Jugendberatung. So kam die ganze Sache ins Rollen. Über die Jugendberaterin und über «In Via», die Beratungsstelle des Kinderschutzzentrums, bekam ich einen Platz im Schlupfhuus.

Wusste Ihre Familie Bescheid, dass Sie ins Schlupfhuus gehen würden?

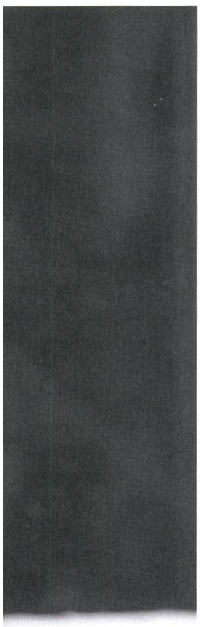
Nein. Obwohl meine Familie nichts mit den Übergriffen zu tun hatte, konnte ich es ihnen nicht sagen. Die Jugendberaterin von In Via organisierte alles. Sie regelte meine Abwesenheit in der Schule, informierte meine Familie und begleitete mich ins Schlupfhuus. Am 20. Juni 2006 trat ich dort ein.

Sie können sich noch an das genaue Datum erinnern?

Klar. Diesen Tag werde ich nie vergessen. Ich feiere ihn jedes Jahr und nehme mir an diesem Datum immer frei. Er ist mir wichtiger als mein Geburtstag. Ohne das Schlupfhuus hätte es einen Knall gegeben, wie auch immer der ausgesehen hätte.

Wie war der Moment, als Sie im Schlupfhuus ankamen?

Ich erinnere mich noch daran, als ob es gestern gewesen wäre. Meine Beraterin von der In Via



wartete dort auf mich. Sie hatte ihren Töffhelm unter den Arm geklemmt. Als sie mich sah, sagte sie: «Hoi, du Mutige!» Mir kam es in diesem Moment so vor, als ob die Sonne nur für mich schien, und ich wusste, es war der richtige Entscheid. Der Eintritt ins Schlupfhuus war der Startschuss für meine Genesung. Mir wurde eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert.

Wie ging es danach weiter?

Ich blieb drei Monate im Schlupfhuus. Anschliessend bekam ich einen Platz in der Jugendpsychiatrie. Mit 18 Jahren erhielt ich eine IV-Rente und lebte in einer betreuten WG. Etwa zu dieser Zeit konnte ich bei dem sozialen Unternehmen Dreischiibe in Herisau eine Lehre als Logistikerin beginnen und danach in den ersten Arbeitsmarkt zurückkehren. Heute arbeite ich als Logistikerin bei der Bioforce AG in Roggwil. Aktuell mache ich eine Weiterbildung zur Genesungsbegleiterin. Ohne die Hilfe damals hätte ich all das nicht geschafft.

Kinder und Jugendliche, die ins Schlupfhuus kommen, müssen in den ersten Tagen ihr Smartphone abgeben und dürfen das Haus nicht verlassen. Störte Sie das?

Nein. Das war super. Auf einmal war nichts mehr wichtig, was vorher wichtig war. Zu den Betreuerinnen und Betreuern des Schlupfhuus baute ich schnell Vertrauen auf. Wir unternahmen Ausflüge an den Bodensee und ich lernte das Leben kennen, wie es auch sein konnte. Rund um die Uhr war jemand da, wenn ich Unterstützung oder Austausch brauchte.

Sie bekamen im Schlupfhuus auch psychologische Betreuung. Wie war das für Sie, sich einer Fachperson anzuvertrauen?

Vor dem ersten Termin hatte ich natürlich Vorurteile und dachte, da gehen nur die Psychopathen hin. Oder ich stellte mir vor, dass sie dich mit dem gelben Wagen holen. Solche unrealistischen Dinge eben. Die Gespräche mit der Psychologin halfen mir allerdings sehr. Ich merkte, da ist jemand, der sich für mich interessiert und mir bei meinen Problemen helfen kann. In der ersten Zeit im Schlupfhuus konnte ich mich stabilisieren. Je näher der Austritt kam, desto grösser wurden allerdings meine Ängste, wie es weitergehen sollte. Ich blieb drei Monate lang im Schlupfhuus. Das ist der Maximalaufenthalt. Danach kam ich in die Jugendpsychiatrie.

Haben Sie noch Kontakte zu anderen Kindern und Jugendlichen, die zur selben Zeit im Schlupfhuus waren wie Sie?

Nein, ich zog mich damals meist zurück. Wann immer ein Einzelzimmer frei war, bevorzugte ich dieses. Abgesehen davon war mein Lieblingsort das Wintergärtli, eine kleine Übergangslücke zwischen Garten und Wohnbereich. Viele der Kinder und Jugendlichen blieben nicht gleich lang im Schlupfhuus wie ich. Das Haus war manchmal voll belegt, manchmal war ich die einzige dort. Es gab Dreijährige, aber auch 18-Jährige. Das alles führte dazu, dass ich keine Freundschaften mit anderen Kindern und Jugendlichen aufbaute.

Heute gehen Sie offen mit dem Thema psychische Erkrankung um. Sie betreiben einen Blog, haben ein Buch geschrieben, geben dieses Interview. Wieso haben Sie sich für diesen Weg entschieden?

Einerseits möchte ich mit meiner Geschichte aufzeigen, wie wichtig Orte wie das Schlupfhuus sind. Andererseits möchte ich die Diskussion über psychische Gesundheit in der Gesellschaft anstossen. Es ist wichtig, darüber zu reden und sich anderen Personen gegenüber zu öffnen. Nur auf diese Weise können die anderen einen verstehen. Und meist geben sie dann auch etwas von sich preis, erzählen beispielsweise, wie es ihnen selbst geht.

Wie haben Sie von der Schliessung des Schlupfhuus in St.Gallen erfahren?

Ich entdeckte auf Facebook die Petition für eine Nachfolgelösung des Schlupfhuus. Danach habe ich online die Zeitungsberichte gelesen. Mir wurde schlecht, als ich erfuhr, dass das Schlupfhuus schliesst. Es tat mir weh und ich fragte mich, was aus all jenen Kindern und Jugendlichen werden soll, die in Not sind. Dass der Kanton ein Nachfolgeprojekt versprochen hat, beruhigt mich. Allerdings frage ich mich auch, wie dieses aussehen wird. Etwas beruhigt mich diesbezüglich: Die Nachricht über die Schliessung des Schlupfhuus hat extrem hohe Wellen geschlagen. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Gesellschaft weiss, dass es eine solche Notunterkunft für Kinder und Jugendliche weiterhin dringend braucht.

Im «Schlupfhuus» St.Gallen finden Kinder und Jugendliche rund um die Uhr notfallmässig eine Unterkunft, etwa bei Fällen von Gewalt in der Familie oder in anderen Krisensituationen. Das Angebot des Kinderschutzzentrums hat acht Plätzen. Getragen wird das Kinderschutzzentrum durch die Stiftung Ostschweizer Kinderspital. Der Kanton St.Gallen hat im Mai bekanntgegeben, das Schlupfhuus im Frühling 2020 zu schliessen. Mehr als sechstausend Personen haben die Petition auf change.org gegen die Schliessung unterzeichnet. Jetzt wird eine Nachfolgelösung gesucht.

Noémie Walser, 1991, lebt in Mörschwil. Sie schreibt für ihr Leben gerne, unter anderem auf ihrem Blog noemie-erzaehlt.ch. Dort berichtet sie über psychische Gesundheit. Der Blog soll Mut machen und neue Sichtweisen aufzeigen. Ausserdem möchte Noémie Walser mit Humor unterhalten, die Themen Depression und emotionale Instabilität auflockern und nicht zuletzt dazu beitragen, dass psychische Erkrankungen breiter akzeptiert werden. Via «Books on Demand» hat sie ausserdem das Buch *Es kommt schon gut!* veröffentlicht. Darin beschreibt sie die Reise aus einer tiefen Krise und wie schmal der Grat zwischen «gesund» und «krank» oft sein kann.

ALS DER VIETNAMKRIEG NACH ARBON KAM

General Westmoreland mit dem Generalstabschef, Oberstkorpskommandant Gygli, und dem Waffenchef der Luftschutztruppen, Oberstbrigadier Jeanmaire. (Bild: «Schutz und Wehr»)

Vor 50 Jahren besuchte Vietnam-General William C. Westmoreland die Schweiz. Der Feldherr, der Napalm gegen die Zivilbevölkerung einsetzte und Hanoi nuklear bombardieren wollte, wohnte am Bodensee einer pyrotechnisch üppig inszenierten Truppenübung der Schweizer Armee bei – und war begeistert. Von Harry Rosenbaum

Die «Schütti» ist heute der familienfreundlichste Ort in der Stadt am Bodensee. Durch Erdaufschüttungen entstand am westlichen Ufer der Seepark. Im Sommer herrscht hier buntes, multikulturelles Treiben: Kinder lassen ihre Frisbees schwirren, Väter grillieren, Mütter bereiten das Picknick an den Holztischen vor und Hunde geniessen es, ohne Leine umherspringen zu dürfen.

Vor 50 Jahren aber ging es hier infernalisch zu und her: Eine ganze Wohnstrasse stand in Flammen, überall Soldaten, vom Scheitel bis zur Sohle in weisse Spezialanzüge verpackt. Dazwischen Kinder und Erwachsene, die aus der Feuerhölle geführt wurden. In sicherem Abstand eine Tribüne, auf welcher der Fünf-Sterne-General aus den USA sass, flankiert von den Schweizer Militärs: Generalstabschef Oberstkorpskommandant Gygli und Waffenchef der Luftschutztruppen Oberstbrigadier Jeanmaire. Letzterer wurde am 17. Juni 1977 als Landesverräter zu 18 Jahren Haft verurteilt, wovon er 12 Jahre absass.

Keine Haft, aber für ein paar Stunden Polizeigewahrsam gab es für zwei Demonstranten, die Flugblätter gegen den Westmoreland-Besuch in Arbon verteilten. Das Sicherheitsaufgebot für den Schutz des Yankee-Generals war enorm. 65 Polizisten und 14 Aspiranten sicherten mit Hunden das Gelände der Militärübung. Am Seeufer patrouillierten zwei Boote. Ein Zug Grenadiere stand schon mal für alle Fälle bereit. Das Areal war hermetisch durch Soldaten mit Karabinern im Anschlag abgeriegelt. Sie lagen hinter Stacheldrahtverhauen und beäugten die paar Demonstranten, die bis zu ihren Sperren gelangen konnten. Ob die Waffen geladen waren und welche Instruktionen die Soldaten hatten, ist nicht bekannt. Vietnamkrieg on Tour in Arbon, schon das sorgte für Gänsehaut.

1000 Liter Napalm – ein «Höllenspektakel»

Dargeboten am Bodensee wurde die Kriegsshow vom stadtzürcherischen Luftschutzbataillon 25. In der Zeitschrift «Schutz und Wehr» (Heft 11–12, Jahrgang 1969) erschien ein Bericht: «Demonstration der Luftschutztruppe vor General Westmoreland», der sich wie das Drehbuch für einen Kriegsfilm liest: «Die WK-Truppe hatte unter Leitung ihres Kommandanten mit Hilfe von sechs abbruchreifen Wohnhäusern ein ausgedehntes Schadenquartier hergerichtet, in dem nach der Ankunft des hohen Gastes mit Brandbomben und rund 1000 Litern phlegmatisiertem Napalm sowie einer Gebäudesprengung ein Höllenspektakel entfacht wurde», heisst es da.

Der Theater-Effekt mit dem Napalm war natürlich für den Vietnam-Haudegen ein Déjà-vu und für die Schweizer Luftschutz-Krieger ein dem Gesamteindruck ihres Auftritts dienliches dramaturgisches Stilmittel. «Da es sich keineswegs darum handeln konnte, dem amerikanischen Gast in Dreiviertelstunden ein umfassendes Bild der Luftschutztruppen zu vermitteln, legte die Übungsleitung den ganzen Einsatz als perfekte Show an, die ihr Ziel denn auch keineswegs verfehlte», heisst es weiter zum Konzept der Performance. Damit hatte man emotional genau das Richtige geboten. Der Vietnam-Krieger tat den begeisterten Ausruf: «Exceptional!»

Wenn im Thurgau Krieg gespielt wird und erst noch vor einem kriegserprobten General, dann geschieht das in echt. In der Zeitschrift «Schutz und Wehr» heisst es zur Arboner Übung weiter: «Zur Beschränkung auf eine Schau zählte auch eine gewisse Systematisierung des Ablaufs der Aktion: Eine Hauswehr – zusammengestellt aus thurgauischen Ortschefs – bemühte sich nach der Brandlegung vergeblich, die Schadenentwicklung unter Kontrolle zu bringen, so dass der Ortschef die Hilfe der zugeteilten LsKp anforderte. Diese trat zuerst mit ihren Führungsorganen, dann mit einem leichten und in einer späteren Phase mit einem zweiten, schweren Zug in Erscheinung. Auch bei dieser Staffelung des Truppeneinsatzes stand die Absicht im Vordergrund, dem Zuschauer die Steigerung des Einsatzes in personeller wie materieller Hinsicht vor Augen zu führen.»

Abberufung wegen Atombombenplänen

Westmoreland, der nie wahrhaben wollte, dass die USA den Vietnamkrieg verloren hatten, sah die Dinge ähnlich wie die Schweizer Krieger: «Es ist richtiger zu sagen, dass unser Land seine Pflichten gegenüber Südvietnam nicht erfüllt hat», deutete er die Niederlage um. Und weiter: «Die USA haben die Stellung zehn Jahre gehalten und verhindert, dass die Dominos fallen.» Damit bezog er sich auf die «Dominotheorie» des Kalten Krieges, die besagte, dass

ohne Gegenwehr ein Land nach dem anderen an die Kommunisten fallen würde.

Westmoreland war zwischen 1964 und 1968 Oberkommandierender der US-Streitkräfte in Vietnam. In dieser Zeit stieg die Zahl der US-Soldaten von 15'000 auf 500'000. Westmoreland begann rücksichtslos Napalmbomben gegen den Vietcong und die Zivilbevölkerung einzusetzen. Um der Guerilla die Deckung zu nehmen, liess er auch mit dem hochgiftigen Kampfstoff Agent Orange unzählige Quadratkilometer Dschungel entlauben. Das Massaker von My Lai, bei dem am 16. März 1968 US-Soldaten 504 Zivilisten töteten, fiel ebenfalls in die Zeit von Westmorelands Oberkommando.

Der General vertrat die Strategie, dass durch die Intensivierung der Bombardierungen der Vietcong zerschlagen werden könne. Die Tet-Offensive der Guerilla 1968 machte aber diese Strategie zur Makulatur. Im Mai 1968 forderte Westmoreland den Einsatz von Nuklearwaffen gegen Hanoi. Für den damaligen US-Präsidenten Lyndon B. Johnson war das zu viel. Er verfügte die Abberufung des Generals aus Vietnam und setzte ihn in der Heimat als Generalstabschef der US-Army ein. Westmoreland starb 2005 im Alter von 91 Jahren.

Aussenpolitik und Neutralität – ein diplomatisches Minenfeld

Warum wurde Westmoreland überhaupt in die Schweiz eingeladen? Das wollte PdA-Nationalrat Jean Vincent am 22. September 1969 vom Bundesrat wissen. Die Landesregierung gab zur Antwort, dass der Schweizer Generalstabschef Gygli im Frühjahr 1969 von den USA zu einem Besuch eingeladen worden sei, deshalb sei Westmoreland, der Generalstabschef der US-Armee, vom 11. bis zum 14. September 1969 zu einem Gegenbesuch in die Schweiz eingeladen worden.

Just an dem Tag, als der Yankee-General in der Schweiz empfangen wurde, sandte der Bundesrat ein Beileidstelegramm nach Hanoi. Der Präsident Nordvietnams, Ho Chi-Minh, war am 2. September 1969 verstorben. Der Versuch der Schweiz, Neutralität und Aussenpolitik in Einklang zu bringen, hat immer wieder Widersprüche hervorgerufen.

Dass der Besuch eines amerikanischen Kriegsverbrechers aber zwei engagierte Nationalräte, Arthur Villard und Hansjörg Braunschweig (beide SP), in die Bredouille bringen konnte, ist sehr viel bedenklicher. Villard, Gründer der Internationale der Kriegsdienstgegner (IdK), wurde 1971 vom Obergericht des Kantons Bern wegen Aufforderung zur Verletzung der Militärischen Dienstpflicht zu einer Gefängnisstrafe von 30 Tagen verurteilt. Er hatte bei einer Kundgebung gegen den Westmoreland-Besuch in Bern in einer Rede darauf hingewiesen, dass auch in der Schweiz der Militärdienst verweigert werden könne, wie dies junge US-Bürger aus Protest gegen den Vietnamkrieg täten. Braunschweig organisierte eine Kundgebung in Bremgarten, wo Westmoreland eine RS besuchte. Daraufhin wurden sein Telefon und sein Postverkehr überwacht. Das erfuhr er aber erst 20 Jahre später aus seiner Fiche.

Zurück auf der «Schütti» in Arbon, wo im Sommer so viel grillendes und chillendes Familienleben herrscht. Es wird Abend, im westlichen Bodensee versinkt sanft gerötet die Sonne. Es könnte der Abspann eines Hollywood-Streifens mit fettem Happyend sein. Aber die Idylle ist gestört durch den Mann, der genau da vor 50 Jahren auf der Tribüne sass und sich sein tägliches blutiges Handwerk gewissermassen als Zeitvertreib vorführen liess.

«JETZT KANN ICH MICH REVANCHIEREN»

Napalm-Opfer Son Doan erzählt aus seinem Leben.

Für das, was US-General Westmoreland mit seiner Art von Kriegsführung Zehntausenden von Menschen in Vietnam angetan hat, ist Son Doan ein erschütterndes Beispiel. 1968 wurde sein Elternhaus in der Nähe von Hue von einer Napalmbombe getroffen. Er erlitt schwerste Verbrennungen. Seine Mutter starb kurze Zeit später an den Folgen des Angriffs. Son Doan wurde von Edmond Kaiser, dem Gründer von Terre des Hommes, als Elfjähriger zur medizinischen Behandlung in die Schweiz gebracht. Er ist in Zürich bei einer Pflegefamilie aufgewachsen und liess sich nach dem Abschluss der Schule zum Gärtner ausbilden. Jahrelang litt er an einem schweren Kriegstrauma, Heute hat er es überwunden. Mit 50 liess er sich in der Schweiz die Pensionskasse auszahlen und ging mit seiner Frau zurück nach Vietnam.

Son Doan: «Ich erinnere mich an den fürchterlichen Knall bei der Explosion der Bombe, die auf unser Haus fiel. Da war überall weisses Pulver, in meinem Gesicht und auf den Armen. Das Haus brannte und die Hitze war unerträglich. Meine Tante kühlte mich mit Wasser. Tagelang hatte sie gefächert, um mir Linderung zu verschaffen und die Fliegen zu vertreiben. Ich fiel in Ohnmacht. Erst als die Kämpfe nachliessen und die Strassen wieder passierbar waren, konnte mich mein Onkel nach Hue ins Spital transportieren. – Meine Tante lebt noch. Sissi, meine Frau, und ich pflegen sie. Die Tante kann nicht mehr gehen und hat auch sonst Altersbeschwerden. Manchmal erkennt sie uns, manchmal nicht.

Der Neuanfang, damals in der Schweiz, war schwierig, aber auch lustig. Meine Pflegeeltern gaben mir Emmentalerkäse zu essen. Ich hatte zuvor nie Käse gegessen und kannte diese Speise auch nicht. Ich sagte aus Protest, ich wolle keine Seife essen. Als in Zürich der erste Schnee fiel, kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus und freute mich ungemein über das Ereignis. In der vierten Schulklasse hatte die Stadt Zürich für mich einen privaten Lehrer organisiert. Meine Pflegeeltern und meine Pflegeschwestern achteten darauf, dass ich vorerst nur Hochdeutsch lernte. Alle Verwandten und Bekannten mussten sich mit mir in dieser Sprache unterhalten.

Die Schmerzen der Napalmverbrennungen verspürte ich vor allem nach der Operation. Ich wurde insgesamt 16 Mal operiert. Die Narben tun nicht weh. Sie lösen aber Angst und Ekel bei anderen Menschen aus. Sie stufen mich als behindert und dumm ein, weil ich durch die Verbrennungen etwas anders aussehe.

Es war richtig, nach Vietnam zurückzukehren, vor allem, um meiner Tante danke zu sagen. Sie hat mir immer geholfen. Jetzt kann ich mich revanchieren.»

Notiert von Harry Rosenbaum

Son Doan heute in seinem Garten in Vietnam bei der Tomatenernte.

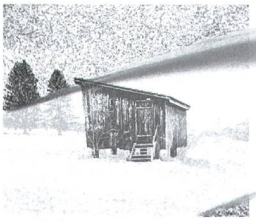
2017 hat das Schweizer Fernsehen einen Dok-Film *In der fremden Heimat – das neue Leben der Doans in Vietnam* gedreht, online unter: srf.ch

Klang—Moor—Schopfe

12 Soundinstallationen im Hochmoor von Gais AR

30.8. bis 8.9.2019

klangmoorschopfe.ch

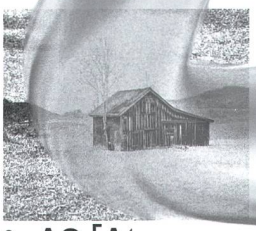


- Marco Barotti IT / DE

- Jan Vorisek CH

- Jacob Kirkegaard DK

- Nika Schmitt LUX

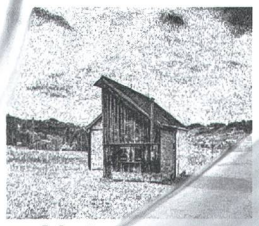


- A3 [Atacama × Amazon × Alps] CL / BR / CH

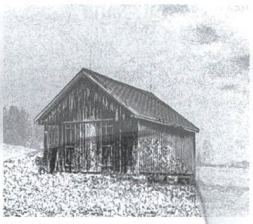
- Georg Breinschmid AT

- Ludwig Berger IT / CH

- Dimitri de Perrot CH



- Noise Aquarium USA / AT



- Ramon De Marco CH

- Julie Semoroz CH

- Norient CH

Ein Kunsterlebnis der besonderen Art mit 25 Künstler*innen aus diversen Regionen der Schweiz

Sa 14. Sept. - So 6. Okt. 2019

wo milane die kreisen

Vernissage:
Sa 14. Sept. 14-21 Uhr

Öffnungszeiten:
Jeweils Sa + So 10-18 Uhr
Samstag's 16 Uhr Konzert
Sa/So Barbetrieb
Sa ab 16 Uhr Suppe

Toggenburgerstrasse 28
9608 Ganterschwil

Alle Infos auf **R57.ch** und **porte-bleue.ch**